



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Erziehungsfragen

Zur Seminarreform in Sachsen. Am 4. Mai dieses Jahres ist mit Wirkung vom 1. Januar 1915 vom Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts für Sachsen eine „Bekanntmachung über die Prüfungen an den Lehrer- und Lehrerinnenseminaren und über die Wahlfähigkeitsprüfung der Volksschullehrer und Volksschullehrerinnen“ veröffentlicht worden, die, da sie grundsätzliche Änderungen im sächsischen Seminarwesen trifft, von allgemeinem Interesse sein dürfte, zumal das Vorgehen des sächsischen Staates bei der anerkannten Reformbedürftigkeit des deutschen Seminarwesens leicht vorbildlich werden kann.

Die wichtigste sachliche und sicher auch in den beteiligten Kreisen mit allgemeiner Freude begrüßte Neuerung ist wohl die, daß der Unterricht in einer neueren Sprache (Französisch oder Englisch) obligatorisch geworden ist. Wenn allerdings die dazu notwendige Zeit dadurch geschaffen wird, daß man ein siebentes Seminarjahr\*) unten ansetzt — die Knaben also vor Vollendung der Volksschule mit dreizehn Jahren dem Seminar zugeführt werden, so erscheint die moderne Fremdsprache recht teuer erkauft. Zwar die Führer im Kampfe werden auch diese Änderung mit Freuden begrüßen. Sind sie doch damit ihrem Ideal, das Seminar in ein pädagogisches Gymnasium umzuwandeln, wenigstens äußer-

lich wieder einen Schritt näher gekommen. Ob es aber richtig ist, gerade diejenigen, die dereinst einmal ihre ganze Lebensarbeit der Volksschule widmen wollen, dieser im letzten Jahre zu nehmen, das ist eine andere Frage. Pflegt doch in jeder Schulgattung das abschlußgebende letzte Jahr für die durch die Schule übermittelte Gesamtbildung von ausschlaggebender Bedeutung zu sein, und es ist darum nicht zu verstehen, wenn man gerade denen die Möglichkeit nimmt, die Krönung einer siebenjährigen Lernarbeit an sich selbst zu erfahren, die dereinst einmal berufen sind, diese anderen zu übermitteln. Ob man nicht auch Platz für die neue Fremdsprache dadurch hätte schaffen können, daß man sich hier und dort weise Mäßigung auferlegte nach dem alten, aber immer noch gerade in der Jugenderziehung so überaus weisen Prinzip: *multum non multa*?

Sicherlich bedeutet dieses unten ange setzte siebente Seminarjahr eine weitere Degradierung unserer Volksschule, die in starkem Gegensatz zu ihrer tatsächlichen bzw. erstrebten volkswirtschaftlichen Bedeutung steht. Zu der dieser Schulgattung von außen her durch ein ungesundes Berechtigungswesen\*) aufgedrängten Entwertung tritt jetzt in Sachsen durch Entziehung gerade der geistig regsamen Elemente aus der für jede Schule so wichtigen Abschlußarbeit eine weitere Entwertung, die für den Fernerstehenden um so unverständlicher ist, weil sie ja aus dem eigenen

\*) Bekanntlich unterscheidet man in Sachsen nicht wie in Preußen eine Präparanden- und eine Seminarzeit.

\*) Vgl. auch meine Ausführungen: *Grenzböten* 72. Jahrgang, Heft 16.

Lager heraus erfolgt. Schwerlich kann man sich hier zu der Überzeugung durchringen, daß lediglich pädagogische Gründe für eine derartige Änderung maßgebend gewesen sind.

Fast noch größeres Bedenken erregen aber die Anforderungen, die an die Seminar-kandidaten in der Aufnahmeprüfung zu stellen sind.

Es ist geradezu erstaunlich, was so ein kleiner dreizehnjähriger Bube alles leisten muß, wenn sich ihm die Pforten des Seminars öffnen sollen. Um die „Fähigkeit, geschichtliche Erscheinungen, besonders Gegenwärtiges und Vergangenes zu vergleichen und Ursachen und Folgen aufzuspüren“, wird ihn mancher angehende Historiker beneiden. Immerhin ist hier diese Fähigkeit durch ein vorgelegtes „gewisse“ etwas gemildert und verwässert. In der Erdkunde aber wird glatt die „Fähigkeit, geographische Tatsachen zu vergleichen und zu würdigen“ gefordert.

Sollte wirklich der dreizehnjährige Durchschnittsvolkschüler diesen beiden nur beispielsweise herausgegriffenen Forderungen genügen? Und wenn wirklich der geweckte Junge aus der vielgliederten Großstadtsschule — auch der geistig genau so bewegliche Knabe, den das Schicksal eine Landschule besuchen ließ?

Soll etwa durch solche hochgespannten Forderungen rückwirkend auf das Niveau der Volksschule eingewirkt werden? Wenn hier aber eine Steigerung wirklich noch möglich ist, so hat sie von innen heraus zu erfolgen, und es mehren sich gewichtige Stimmen, daß die Anforderungen der Volksschule das Fassungsvermögen des Durchschnittskindes übersteigen. Die Folge derartig übertriebener Forderungen kann nur sein, daß der schon jetzt leider von ehrgeizigen Lehrern in Klassen mit Seminaranwärtern, nicht zum Vorteil für die Allgemeinheit geübte Examenstrill noch weitere Dimensionen annimmt, ja zur Notwendigkeit wird.

Oder will man überhaupt Anwärter der Volksschule ausschließen? Fast will es so scheinen, wenn man liest, daß in der Aufnahmeprüfung auch Latein verlangt wird (eine schriftliche Übersetzung [Zeit eine Stunde] aus dem Lateinischen ins Deutsche und umgekehrt), wobei Kenntnisse gefordert werden, die mindestens dem Pensum der Gymnasial-

sexta entsprechen. Will man, daß die Anwärter erst ein Gymnasium oder ein Realgymnasium besuchen, etwa bis Quarta? Will man also schon mit neun oder zehn Jahren die zukünftigen Lehrer ihrem ureigensten Milieu entreißen? Dem widersprechen aber wieder die sonst gestellten Anforderungen! Oder will man in Sachsen wieder das Mittelalter heraufbeschwören, wo auch der Volksschüler mit den Segnungen des Lateins beglückt wurde? In Pommern habe ich allerdings noch im vorigen Jahrhundert Volksschulen kennen gelernt, die in der sogenannten Rektorklasse Latein trieben. Soviel ich unterrichtet bin, hat man das freilich heute dort abgeschafft.

Doch quälen wir uns nicht weiter mit der Suche nach Gründen! Sicherlich werden genug Interpreten erstehen, die uns von der Nichtigkeit auch dieser neuesten Reform zu überzeugen versuchen werden. Zurzeit kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß man in dem Streben, die Gleichwertigkeit der Seminarbildung im Vergleich zu anderen höheren Lehranstalten äußerlich zu dokumentieren, weit übers Ziel geschossen ist, ein Glaube, der durch die Bestimmungen für die zweite Prüfung (Wahlfähigkeitsprüfung) noch weiter gefestigt wird, wenn z. B. als besondere Arbeit für den, der sich Physik zum Wahlfach gewählt hat, „rechnerische (mathematische) Durcharbeitung eines physikalischen Gebietes, Studium wissenschaftlicher Werke über ein Teilgebiet der Physik“ usw., oder wenn in Mathematik unter anderem „das Aufsuchen neuer Lösungswege“ als besondere Arbeit empfohlen wird.

Ich meine, die Lehrerschaft befindet sich auf falscher Bahn, wenn sie durch solche von ihren eigentlichen Berufszielen so überaus weit abliegende und von der Allgemeinheit doch nur scheinbar erfüllbare Forderungen äußerlich die Gleichwertigkeit ihrer Vorbildung mit der auf neunklassigen Anstalten erworbenen beweisen will; dieser Beweis muß von innen heraus durch Lösen von Aufgaben, die auf dem ureigensten Boden des Berufes entstanden sind, geführt werden. Wer wollte behaupten, daß das Feld zu eng wäre?

Sonst erleben wir schließlich bei den Seminaren dasselbe Schauspiel wie bei den

Realschulen, die als segensreiche Einrichtung für den Mittelstand gegründet, in dem Streben, ihre Vollwertigkeit den anderen höheren Schulen gegenüber zu beweisen, über sich hinauswuchsen, so daß für die Erfüllung der alten Realschulziele sich die Gründung von Mittelschulen notwendig erwies.

Dr. J. Quandt

## Literatur

**Alternde Dramatiker.** Als Frank Wedekind (wie lange ist das eigentlich her? doch höchstens ein paar Jahre!) durch Deutschland zog und sich mit Fug und Recht über seine unentwegten, prinzipiellen Gegner beklagte, fand er Verteidiger mehr als Feinde. Daß man damals in seinen Vorträgen die sanfte Klage des unschuldig Verfolgten deutlicher vernehmen konnte als das Signal zum Angriff, daß er der sentimental-nofetterie mit seinem vermeintlichen Kleistschicksal näher war als der herausfordernden, meinetwegen frechen Geste des Kämpfers und Stürmers, das alles hat schon damals bei seinen Freunden Kopfschütteln erregt; bei denen am meisten, die in ihm mehr sahen als eine interessante, vorübergehende Erscheinung. Es kam von Werken, die niemals, auch von preußischen Hoftheatern nicht, hätten übersehen werden dürfen. Das ehrliche Fechten um Kopf und Kragen, die Haß auf Tod und Leben vor der Meute aller großen und kleinen Hunde —, das alles, was ihn heraus hob über literarisches Parvenutum, über die fette, villenbesitzende Befuglichkeit der Veteranen von 1889, das fand und findet mit Fug und Recht die besten Verteidiger, über die Deutschland verfügt.

Aber dieses Desperadotum gerade, die Kraft, die hinter einem so verzweifelten Ringen um den Erfolg steckt, die suche ich seit der „Franziska“ vergeblich. Heute ist er geborgen, ist er hoffähig. Und würde er sich heute noch einen gewaltsam Unterdrückten nennen, er dürfte auf einiges Hohngelächter rechnen. Ist nun wirklich mit dem Erfolg das Alter gekommen?

Daß Wedekind die „Franziska“ schrieb, war beklagenswert. Immerhin, wer das hinter sich hatte, was er, durfte getrost ein-

mal daneben hauen. Den „Simson“ durfte er nicht schreiben. Nicht weil es innerhalb zweier Jahre der zweite Fehlschuß ist, sondern weil dieses dramatische Gedicht in drei Akten das Schlimme, das die „Franziska“ nur ahnen ließ, deutlicher zeigt, die Zeichen beginnenden Alters.

Sexualität und brutale Muskelkraft sind die Triebfedern des Werkes. Kein Vernünftiger wird das dem Dichter verbieten. Wer es aber unternimmt, diese gewaltigen Triebfedern des Menschenlebens zu zeigen, soll sich klar sein, daß er ein für allemal der Lüsterheit geziehen wird, wenn er nicht Urkräfte in Bewegung setzen kann, sondern mit schwacher Hand nur zweideutigen Halbheiten zu reichen vermag. Das Epos, im Richterbuch der Bibel, erzählt höchst schlicht von Simsons unbändiger Kraft, daß er am Bache Zorel ein Weib lieb gewann, die Delila hieß, und die ihm das Geheimnis seiner Kraft entlockte: „Wie kannst du sagen, du habest mich lieb, so dein Herz doch nicht mit mir ist? Dreimal hast du mich getäuscht und mir nicht gesagt, worin deine große Kraft sei.“ Damit ist alles gesagt. Wer weit genug sieht, wird alles darin finden; nicht nur die tatsächlichen Voraussetzungen für die weiteren Begebenheiten der Sage, sondern auch ihre ganze symbolische Psychologie. Wedekind hat sich nicht auf die einfachen Quadern des Epos beschränkt, durfte es als Dramatiker auch kaum. Nicht nur, daß er eingehender erzählt. Er wollte etwas anderes. Er wollte einen Armanischen Simson. Ein erotisches Ungeheuer, einen liebenswert-brutalen Muskelmenschen, der Welt und Weib sich untertan macht, niemand weiß wie. Und wofür ein Simson gelang ihm? Nur das Mitglied eines Männerturnvereins, Abteilung für Schwerathletik, dem die Gunst der Bierhebe schneller zukommt als den übrigen Stammgästen. Daß er hier, wo Urkräfte schwingen mußten, kleine Feuerwerke abbrennt, daß ich diesem Simson allensfalls einen Willen zur Erotik, nicht die Erotik selbst glaube, das verstimmt mich. Die war auch in dieser Luft aus dem Hinterzimmer einer Bierkneipe, die den ersten Akt erfüllt, nicht zu schaffen. Auch nicht damit, daß Delila vor aller Augen in Simsons Armen liegt. Auch nicht damit,

daß von den sieben Philisterfürsten sechs mit ihrem Begehren sie umschleichen wie in einer deutschen Kleinstadt ältere, statspielende Herren eine neue Venus — mit allem dem nicht. Hier müßte vielmehr die Bildnerkraft lebendig werden, mit der etwa da Ponte das Ewige der Sexualität zeichnet, die des älteren Breughel, oder Goyas in seinen Kriegsbildern, oder — wollte der Dichter nur an sich denken — die seines „Frühlingserwachen“. Da ist echte — hier nur erwünschte, am Ende geheuchelte Erotik. Alles konnte der Dichter wie „Simson“ wagen und doch keusch bleiben, wie Salomos „Hohes Lied“ keusch ist: aber mittels kleiner und großer Pikanterien lediglich sexuelle Urkraft vorzutauschen, das durfte er nicht. Denn damit verließ er das Gebiet des Künstlerischen.

Behütlich liest man die Verse, die von dem Vermögen vergangener Jahre Wedekinds zeugen. In ihnen tobt wieder, wie einst ein wildes Leid, sprüht wieder ein Dämonentum, geht es wieder in wilden Sätzen über Abgründe:

Am Webstuhl wird buntes Gespinnst gewebt!

Hopfa!

Das Kind kommt im purpurnen Kleid zur Welt!

Hopfa!

Der Mann sieht im Weib einen Freudenselch!

Hopfa!

Das Weib hat mit Küßen sein Kleid erkauf!

Hopfa!

Der Mann hat fürs Alter ein Ruhebett!

Hopfa!

Den Zuchtmeister hat sich das Weib erwählt!

Hopfa!

Dem Mann scheint verflogen die Lebenslust!

Hopfa!

Zeit Lebens bezahlt den Gewinn das Weib!

Hopfa!

Sehe ich ab von der Tatsache, die dem Theatraliker von Wert sein wird, daß der blinde Simson zu diesen Versen um sein Leben zu tanzen glaubt, nicht ahnend, daß der Richter über dieses Lied und über sein Leben ist, inzwischen sich mit Delila, die einst ihm gehörte, davonschlich: so scheinen mir doch die Kinematographenschnelle, mit der diese grellen Einzelbilder aus dem Schicksal des Mannes und des Weibes aufblitzen und

verschwinden, und die Eindrücke, die sie wie feine, tiefe Schnittwunden hinterlassen, bewunderungswürdig . . . Wedekind, der einst war und der leider, augenblicklich wenigstens, nicht ist.

Von einem anderen noch ist unerfreuliches zu berichten. In den ersten Kritiken hieß es, Hauptmanns „Bogen des Odysseus“ ließe wieder die alte Kraft seines Autors spüren. Merkwürdig: das heißt es nun von jedem Drama, das er schreibt. Und nach jedem Werk seit nun fast einem Jahrzehnt kam die Enttäuschung. Und mit der Enttäuschung die Vergessenheit und mit der Vergessenheit bei seinen Freunden die Trauer um einen, der einmal so viel war, so viel geben konnte und so schnell müde geworden ist. Müde, das ist das einzige Wort, das ich für dieses Werk finde. Hauptmann kennen wir alle heute gut genug, um zu wissen, daß er ein Werk nicht ohne Bruch und Sprung im Innern hinausenden konnte, das in seiner formalen Glätte weder Widerspruch noch Zustimmung erwecken kann. War es überhaupt nötig, einen Stoff zu ergreifen, der vor Jahrtausenden in seine Formen gefügt ist? In Formen, deren Riesenabmessungen gegenüber Hauptmann immer, auch vor zwanzig Jahren, ein mittelmäßiger hätte bleiben müssen? Die Gewöhnung, aus dem Epos ganz großen Stiles sich die Kleinodien zu rauben, wird nachgerade zum groben Unfug; mit den geringen Ausnahmen der Hebbelschen „Nibelungen“ und des „Tristan“ hat sie uns Greuseligkeiten genug beschert: weil sie fast immer eine Verzerrung liebgewonnener Züge, im besten Falle, wie hier, ein lächerliches Mißverhältnis zwischen dem Riesenhaften dort und dem bürgerlichen Mittelwuchs hier ergeben muß.

Daß Hauptmann auch hier technische — der epischen Vorlage fremde — Fehler begangen hat, daß die Erkennungsgene bis zum letzten Akt hinausgezerrt wird und dort ihren dramatischen Zündstoff wirkungslos verpufft, daß dieser berühmte Bogen am Ende seine Pfeile in das Leere, in die Nacht hinaus schießt, nicht auf ein Ziel, das mehr ist als ein Phantom, das alles soll hingehen. Hauptmann hat Werke geschrieben, die an allen dramatischen Möglichkeiten vorbeigehen und

doch das Herz im Busen bewegen. Daß er aber nichts, auch gar nichts anderes zu geben vermag als die Außerlichkeiten des überlieferten Stoffes — diese Leere und die Tatsache, daß von dem, was er mit eigener Hand pflanzte, auch nicht ein einziges Korn zur Reife gediehen ist: das macht traurig. Odysseus kommt als Bettler heim, ist bald exaltiert, bald blöde, hat nichts von dem listigen und glänzenden Helden Homers behalten. Und nichts wächst aus diesem Neuen, Eigenen heran als etwa die schöne Szene, in der Odysseus mit dem halbverkommenen Vater Laertes in greisenhafter Ekstase tanzt und gröhlt. Dann aber wird unbekümmert bei Homer gelandet. Müde schleicht die Handlung zu ihrem Ende. Und am Schluß bleiben Fragen in Fülle, die das Drama nicht beantworten konnte und doch beantworten mußte. So bleibt Penelopes Verhalten, die nicht auf die Bühne kommt, aber durch die zweideutigen Reden des Gefindes des Ehebruchs verdächtigt wird, zu dem Heimgekehrten unberührt. Und da, wo es anheben könnte, ist das Spiel zu Ende.

Den „Michael Kramer“ sah ich neulich auf einem armen kleinen Geschäftstheater; gespielt freilich von einem, der etwas zu geben hatte in dieser Rolle. Das hat Hauptmann einmal vermocht, vor vierzehn kurzen Jahren! Hat damals so zeigen können, wie der Tod zu reinigen vermag, was das Leben beschmutzte. Das war einmal!

Weshalb ist das nicht noch? Weshalb hat er uns gerade im Stich gelassen? Mehr noch: weshalb haben wir unter denen, die einst etwas versprochen und waren, keinen einzigen, der den Erfolg vertragen konnte, ohne Schaden zu nehmen an seiner Künstler-schaft?

Dr. Fritz Reck-Malleczewen

Teils altvertraute, teils längst verschollene, nun neuerstandene Dichtungen sind es, die uns in **Willy Vespers** Sammlung „**Der deutsche Pfalter**“. Ein Jahrtausend geistlicher Dichtung“ (Verlag von Wilhelm Lange-wiesche = Brandt, Ebenhausen bei München. Im Pappbände 1,80 Mark) entgentreten. Von schlichten Versen unbekannter Dichter, die aus fernen Jahrhunderten zu uns herüberfliegen, über Gefänge des Reformations-

zeitalters und der Romantik bis zu Friedrich Nießches markiger Hymne, die er dem unbekanntem Gotte weiht, führt uns das kleine Buch und offenbart uns eine Fülle von Schönheit. Zugleich ist es außerordentlich lehrreich, diese geschickt ausgewählten Proben christlich-religiöser Dichtung in die Hand zu nehmen und den Abglanz religiöser Stimmung während eines tausendjährigen Zeitlaufes auf sich wirken zu lassen, denn ein Werden und Wachsen des künstlerischen Könnens liegt hier vor unseren Augen. Jede durch die Kirchenspaltung oder das Sektenwesen bedingte Tendenz ist in der Wahl und Zusammenstellung der einzelnen Dichtungen vermieden. Das Buch birgt wertvolles Gut für jeden Freund einer Kunst, die nichts mehr sein will als der schlichte Ausdruck eines wahren Gefühls. \*

### Philosophie

Selten hat ein Laienprediger die Ablehnung von Seiten der Kunst so sehr den lächerlichen Übertreibungen seiner eigenen Streiführung zuzuschreiben gehabt wie **Fritz Mauthner**. Es gehört schon ein sehr guter Wille dazu, sich durch das „hochmütig-demütige“ Abschiedswort der zweiten Auflage seiner „**Beiträge zu einer Kritik der Sprache**“, **Teil III: Zur Grammatik und Logik** (Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta) hindurchzulesen und dabei nicht den Willen zu verlieren, von diesem eiflen, immer sich selbst in den Vordergrund stellenden Gelehrten zu lernen. Zwar ist in dieser neuen Auflage des dritten Teils wieder wie in der des zweiten Teils, den ich den Lesern im achten Heft des vorigen Jahrgangs anzeigte, manches heftige Wort fortgelassen; aber es sind noch genug jener dumpfen, stuben-grämlichen Lusthiebe gegen eingebildete Feinde übriggeblieben, an denen Mauthners Werk so überreich ist.

Und doch wäre es falsch, wollte man der Unlust, diesem subjektiven Führer zu folgen, nachgeben. Es ist immer deutsche Art gewesen, von der Schale auf den Kern zu gehen. Das hat uns noch unlängst der greise französische Philosoph Boutroux nachgerühmt. Darum hatte die Kunst auch nicht das Recht, den klugen Laien beiseite zu schieben, so ungebärdig er sich auch stellte.

Mauthner ist in der Tat derjenige gewesen, der am eindrucksvollsten dargestellt hat, „daß Schlussfolgerungen nur sprachliche Abänderungen anderer Urteile sind,“ daß sie also sachlich keinen Wert haben. Er hat mit Nachdruck immer wieder betont, daß die Sprache zwar unser einziges, aber nur ein sehr unzulängliches Mittel sei, uns in der Erinnerungswelt zurechtzufinden, daß es eine Logik ohne bestimmte Sprache gar nicht geben kann, und daß die Kategorienlehre des Aristoteles, die wir übernommen haben, aus der griechischen Sprache stammt und für uns nur soweit Wert hat, als unsere jeweilige Sprache mit dem Griechischen übereinstimmt. Mauthner hat einmal wieder gründlich in den Schubfächern des Denkens aufgeräumt,

und das bleibt sein Verdienst, wenn wir auch manchmal den Eindruck haben: wo er sagt „gegenwärtig glaubt man“, muß man etwa zwanzig Jahre zurückgehen; denn zwischen der Konzeption von Mauthners Kritik und dem jetzigen Abschluß seines Lebenswerkes liegt gerade auf Mauthners Gebiet eine fruchtbare Bearbeitung durch Gelehrte wie Bergson und Husserl (um nur zwei Namen zu nennen), die Mauthner ebenso bereitwillig überfieht, wie man ihn selbst geflüchtig totgeschwiegen hat. So macht sich Mauthner hier und damit seinem „gegenwärtig glaubt man“ den Kampf reichlich bequem; denn es ist natürlich leicht, gegen überholte Anschauungen zu kämpfen, indem man sie als die heute giltigen darstellt.  
Traugott Friedemann

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.  
Verantwortlich: der Herausgeber George Celnkow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

In den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 3630, des Verlags: Amt Bülow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

10 Jahre schriftliche Garantie können wir für

## „REGINA“ Sicherheits-Goldfüllfedern

deshalb leisten, weil die durch D. R. Patent geschützte Konstruktion dies ermöglicht.

„REGINA“ schreibt sofort und ohne zu klecksen.

Der durch 10jähr. Garantie billigste

Sicherheits-Goldfüllhalter

„Regina“ kostet nur M. 12.—

p. Stück. Mit grösseren

Goldfedern M. 20.—,

und M. 29.—

per Stück.

Alte Halter und Goldfedern werden in **Sicherheitshalter „Regina“ umgearbeitet.**

In allen besseren Geschäften erhältlich, **aber ausdrücklich „Regina“** verlangen, wo nicht, werden Bezugsquellen nachgewiesen.

*Kataloge gratis und franko.*

**Klio-Werk G. m. b. H., Hennef 141** bei Köln a. Rhein.

Fabrikanten der vorzüglichen Taschenbleistifte „KLIO“ mit Spitzer M. 1.— p. Stück.

### Einige Anerkennungen:

Herr Aug. Witzigmann, Schreibwarenhdlg., Freiburg i. Br., schreibt: Zur gefl. Orientierung diene Ihnen, dass ich mich nunmehr nur noch für den Verkauf Ihrer Füllfeder-Fabrikate interessieren werde, erstens weil ich mir den Verkauf dadurch erleichtere und zweitens weil ich noch mit keinem Fabrikat **so guten Erfolg** erzielte wie mit „Regina“.

Herr Oberleutnant a. D. von Goeckel, Wilmersdorf, schreibt: Hierdurch teile ich Ihnen **unaufgefordert** mit, dass der vor 4 Jahren von Ihnen bezogene Füllfederhalter „Regina“ **noch immer tadellos schreibt**. Bitte senden Sie mir einen Katalog über Füllfederhalter usw. usw.

